

Scheinwerfer : (zur Frage einer Weltsprache)

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 11

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419909>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gut deutsch oder lauderwelsch *

Sie kennen Gottfried Kellers vergnügliche Geschichte vom Schmied seines Glücks: „Johannes Rabis, ein artiger Mann aus Selbwyla, hatte schon als zarter Jüngling den ersten seiner Meisterstreich geföhrt und seinen Taufnamen in den englischen John gewandelt, um dadurch von allen übrigen Hansen abzustecken und überdies einen angelsächsisch unternehmenden Strahlenkranz zu erhalten. Mit bald vierzig Jahren tat er den zweiten Meisterschlag und verwandelte das i in seinem Familiennamen Rabis in ein y. Dadurch erhielt dies Wort, das Weiskohl bedeutet, einen edleren und fremdartigern Anhauch.“

Die Sippe der John Rabysse ist im Schweizerland deutscher Zunge verbreitet wie keine andere. Alles biedere Leute, die mich vor den Friedensrichter lüden, wollte ich behaupten, sie fälschten Gold mit unedeltem Metall oder versetzten ihren Pfeffer mit Mäusekoriander; die aber den ärgern Schimpf gelassen hinnehmen, unsern Sprachgeist zu verfälschen und Unrat unter unser gutes Deutsch zu mischen.

Schreiten Sie durch eine unserer Stadtstraßen und achten Sie auf die Ladenschilder: auf ihnen prangen nicht nur Johns, sondern Jacques, James, Henris und Henrys, Charles' und Carlos. Nehmen Sie eine Geschäftsanzeige zur Hand, wie sie Ihnen täglich ins Haus flattert oder wie sie in der Zeitung steht. Auch hier englische und welsche Vornamen vor gut schweizerischen — mitunter auch vor schwäbischen — Geschlechtsnamen: François Böldsterli, Traiteur, langjähriger Chef-de-cuisine im Grand Hôtel des Nouveaux-Riches in Cannes; mit separatem Tea-room, nicht zu vermissen. Jean Spätzle, Marchand-tailleur oder English-tailor. Georges Hungerbühler, Chaussures. Oder einfach: Maisson Lehmann.

Romisch, nicht wahr, in dieser Zusammenstellung? Am komischsten finden's Franzosen und Engländer. Umsonst sucht man in Paris ein Schild etwa des Inhalts: Jakob Lektourneur, Schweizerkäse. Oder in London: Gottlieb Joker Ltd., Appenzeller Stickeriein.

Alle Achtung vor unsern Tessinern. Die besteuern jetzt fremdsprachige Inschriften und haben dreimal recht damit. Nur wir finden nichts dabei, wenn uns an allen Ecken Dentisten, Maitres de danse, Inhaber von Salons de Manicure ihren Ungeschmack entgegen schreien. Wo ist der Zuckerbuck zu finden, der sich nicht Conditor, der Spengler, der sich nicht Installateur, die Putzmakerin, die sich nicht Modistin schimpft? Ihr Höfeler, euch nannte schon Friedrich Theodor Vischer „Mode-Nachtreter, Wälschen-Anbeter, Fremdwort-Kneter“. In jedem Krähwinkel und Selbwyla macht ihr euch breit; der Wurstmeßger pinselft sich „Charcuterie“ über die Tür, der Eisenhändler, der den Bauern Sensen und Güllensprizen verkauft, nagelt ein Schild „Quincaillerie“ darüber. Was gilt's — fragte man ihn, was Quincaille heißt, er müßte aufs Maul hocken, wär womöglich noch gekränkt, weil er an Canaille dächte . . .

Machen Sie ein Reischen. Nachdem Sie in Luzern am Quai National die Alpen und ihre Vorberge, die einstweilen noch ihre angestammten deutschen Namen behalten durften, bewundert und einen Anschlag gelesen haben, der Sie zu einem „Schweizerischen Concours hippique“ einlädt (warum denn nicht ganz sauber Concours hippique suisse?), wollen Sie sich mit einem Teller Suppe stärken. Sie betreten eine Wirtschaft, verlangen Potage à la reine de Schaffhouse — so steht's auf der Speisekarte zu lesen — und

erhalten eine währschafte Suppe aus Lauch und Zwiebeln. Richtig: der Anbau der Zwiebelgewächse trug dazu bei, Schaffhausens landwirtschaftlichen Ruhm zu festigen. Das war Ihnen im Augenblick nicht gegenwärtig. Der Schächer von einem Wirt! Allein Sie schätzen alles, nur just Zwiebeln und Lauch nicht. Also lassen Sie die durchlauchtige Suppe stehen und bestellen Quinche à la bâloise. Sie haben Ihr Wörterbuch bei sich und schlagen nach. Ein Wort Quinche steht nicht darin. Sicher ein schmackhaftes Fischlein aus dem See, vielleicht heißt Trüsche auf französisch so. Sie wollen sich durch eine läppische Frage bei der Saaltochter nicht bloßstellen. Ja — poß Himmel an der Bettlade . . .! Kann man's Ihnen verdenken, wenn Sie vaterländisch aufbegehren? Zwiebelkuchen bringt sie; wahrhaftig, was man in der Ostschweiz Böldletülle, in Basel, wo man's am Morgenstreich zur Mehlsuppe schätzt, Zibelewaie nennt. Aber Quinche? Quitschquatst! Ungeessen verlassen Sie die Gaststätte, denn Sie haben noch in Aarau zu tun, und Ihr Zug fährt um zwölf. Heißhungrig betreten Sie gleich nach Ihrer Ankunft einen Gasthof am Bahnhof. Aarau ist keine Fremdenstadt wie Luzern. Hier werden Sie die Speisekarte verstehen. Und Sie verstehen sie. Sie können wählen zwischen Tellerfleisch avec poulet, Bratwurst avec Röstli, Wienerli avec choucroûte und Frankfurterli la paire . . .

Während Sie auf die bestellte Speise mit *avec* warten, betrachten Sie die Geschäftsempfehlungen an den Wänden. Das Grand Hôtel Dingskircherhorn tut kund, es habe Weekend-Arrangements eingeföhrt. „Eine Dase der Großstadt ist das Dancing Gartenmann en Ville in Thun.“ Eine Zürcher Geldanstalt wirbt mit dem Spruch: „Heute darf kein Franc verloren gehen.“ Die Bank meint mit dem Franc wirklich unsern Schweizer Franken zu hundert Rappen, nicht den französischen, der nur zwei Bagen gilt.

Geliebte Miteidgenossen aus Genf, Neuenburg und der Waadt, euch rufe ich an: Habe ich recht oder nicht? Ist's wahr oder nicht, daß ihr euch über das allzu verbreitete Geschlecht der John Rabysse in der Suisse alémanique insgeheim lustig macht?

Scheinwerfer

(Zur Frage einer Weltsprache)

In letzter Zeit waren im Schweizer Blätterwald mehrmals Beiträge zu lesen über die Diplomaten-sprache der Zukunft. Anlaß zu diesen Betrachtungen gaben Meldungen aus dem angelsächsischen Lager, wonach in einem zukünftigen Völkerbunde nicht mehr Französisch und Englisch, sondern nur noch Englisch anerkannte Verhandlungssprache sein würde, wobei dann natürlich alle Länder dem Studium der englischen Sprache in den Schulen einen bevorzugten Platz einräumen müßten.

Daß diese Frage erörtert wurde, ist nun keineswegs erstaunlich. Verblüffend aber war es, daß einige Zeitungen ein wahres Klageged über anstimmten, daß nun die schöne französische Sprache nach dreihundertjähriger, wohlverdienter Vorherrschaft ihre Vorzugsstellung einbüßen solle. Diese Trauer war stellenweise so groß, daß man sich unwillkürlich fragen mußte, ob denn die Muttersprache der Verfasser Französisch und nicht Deutsch sei. Es handelte sich aber zweifellos um deutschsprechende Mitarbeiter von deutschschweizerischen Zeitungen.

Es stellt dem Schweizer-sinn der Deutschschweizer ein schönes Zeugnis aus, daß sie den Verlust, den die Absezung der französischen Sprache als diplomatische Weltsprache für unsere welschen Eidgenossen bedeuten würde, so ehrlich und rückhaltlos mitfühlen. (In einer der Betrachtungen wurde

* Aus dem Bande „Im Hochhus“ von Emanuel Stöckelberger. Verlag Steinkopf in Stuttgart, 1934.

auf diesen Grund zur Trauer auch ausdrücklich hingewiesen.) Aber es ist doch der Selbstlosigkeit zu viel, wenn man seine Trauer nur an fremden Verlust wendet, während eigene höchste Güter in großer Gefahr stehen.

Es steht uns doch immerhin an, eine so wichtige Frage wie die der Weltgeltung der europäischen Sprachen auch von unserm Standpunkt aus zu betrachten, das heißt in diesem Falle, uns zu fragen, welche Folgen die Einsetzung des Englischen als erste Weltsprache für unsere deutsche Muttersprache haben könnte.

Das hat nun in der innerschweizerischen Zeitung „Vaterland“ ein Einsender in erfreulicher Weise getan. Er zeigt zuerst herzerfreudig kühn auf, was für eine bedeutende Stellung unser Deutsch in der Welt einnimmt, und nimmt dann zu den erwähnten Trauerbetrachtungen schweizerischer Blätter Stellung. Leider ist es nicht möglich, hier den ganzen Artikel abzudrucken, der eine begeisterte und begeisternde Liebe zu unserer Muttersprache zeigt. Aber ein Teil sei doch wiedergegeben:

„. . . In Amerika und England denkt man schon, das Englische zur Diplomatensprache zu machen und von den Regierungen der verschiedenen Länder zu verlangen, daß sie den Unterricht im Englischen gesetzlich einführen. Daß das Französische nicht mehr in Betracht kommt und noch viel weniger das Spanische, ist klar, und wir Deutschschweizer haben darob keine Klagelieder anzustimmen.

Aber wer sieht nicht die Gefahr, die der deutschen Sprache droht, unserer lieben, herrlichen Muttersprache, der Sprache der Dichtung und ernsthaften Wissenschaft? Hoffentlich kommt es nie dazu, daß auch nur ein einziger unserer Volksgenossen seiner Muttersprache untreu wird oder daß andere ihn zwangsweise dieses köstlichen Erbgutes berauben. . . Wenn unsere Pensionstöchter aus dem Welschland heimkehren, so mögen sie Leckerbissen für Feinschmecker oder andere Bequemlichkeiten mitbringen, wie: Thabeldoht, Mönüh, Kongsomeh, Rezepisse, Rakophonie, Schisma, Bardong, kolossal, interessant, etzetera. Aber falls sie dann den gestohlenen Plunder auspacken und sogar feilbieten wollen, so sagen wir verächtlich ‚merci!‘ und mit Schiller: . . . hinaus vor die Türe, Gesinde! Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich nicht hin!“

Der Schreiber drückt sich trotz aller scheinbaren Schärfe sehr vorsichtig aus. Aber man weiß, was er sagen will: uns kann es ziemlich gleichgültig oder geradezu recht sein, wenn Englisch die Welt diplomatensprache wird. Englisch wird nie eine Gefahr für uns sein. Diese liegt für uns viel näher. Wir werden nie fürchten müssen, daß uns Biel und andere Städte und Landschaften sprachlich verloren gehen, weil sie englisch würden!

Wahrhaftig, das ist die Stellung eines Deutschschweizers! Es gibt natürlich Leute genug, die auf Grund der Tatsache, daß es auch Welschschweizer und Tessiner gibt, die ihre Sprache in Gefahr sehen, unsere Befürchtungen ins Reich chauvinistischer (!) Angstträume verweisen wollen. Aber es ist auch hier wie in der Kriegspropaganda, wo sich zwei Parteien z. B. gegenseitig entrüstet den Vorwurf eines Verbrechens ins Gesicht werfen. Die Wahrheit liegt eben manchmal doch nur auf einer Seite, mag die andere noch so laut lärmen und es ableugnen („dementieren“).

Droht uns Gefahr vom Französischen? Diese Frage wäre eingehender Untersuchung wert und verdiente es, einmal in ihrer ganzen Vielsältigkeit von verantwortungsbewußten Männern abgeklärt zu werden. Hier wäre es kaum möglich, auch nur die wichtigsten Punkte zu streifen.

Ich möchte nur noch ein kleines Blitzlicht aufleuchten lassen: Kam mir da kürzlich eine Zeitschrift in die Hände,

deren Leitartikel mich sofort stutzen ließ. Er hieß: „Le problème des deux langues“. Der Name des Blattes ist: „Le protestant romand“.

In diesem Aufsatz wird auf die Gefahren der Zweisprachigkeit hingewiesen, wie sie sich nach dem Verfasser in ganz besonderer Weise für Welsche ergeben, die in der deutschen Schweiz wohnen. Unter den Folgerungen, die der Schreiber am Ende seiner Betrachtung zieht, heißt die letzte wörtlich übersetzt: „Die Eltern, die für ihre Kinder das Französische aufgeben, begehen Verrat am lateinischen Kultus und am schweizerischen Föderalismus. Ein Privilegium (nämlich der Besitz der französischen Muttersprache) wird nur um den Preis wiederholter Opfer erworben (!) und bewahrt. Seien wir dieses Privilegiums würdig!“

Der Aufsatz ist in sehr gemäßigtem Tone gehalten. Wir werden aber darin auch mit einer schärferen Auffassung bekannt gemacht, die man vielleicht doch für die vorherrschende halten wird, wenn man die Hartnäckigkeit kennt, mit der — bewußt oder unbewußt — fast jeder Westschweizer im fremden Sprachgebiet an seiner Muttersprache festhält, ja sie zu verbreiten und zu fördern sucht (selbstverständlich auf Kosten des Gastgebietes).

Es wäre daher geradezu wünschenswert, daß jedes Mitglied unseres Vereins diese Nummer des „Protestant romand“ besäße. Sie ist in mehrfacher Hinsicht wertvoll. Aber ganz abgesehen davon ist die bloße Tatsache sehr bemerkenswert, daß sich ein rein religiöses Blatt für Welschschweizer mit so großem Eifer darum bekümmert, daß seine Leser auch wirklich französisch bleiben.

Wir Deutschschweizer haben noch viel zu lernen! Doch halt: Wollen wir wirklich alles lernen? =el.

Schriftdeutsch Sprechen

Das scheint ein Widerspruch zu sein: eine Sprache sprechen, die geschaffen wurde, um geschrieben zu werden. Allein es scheint nur so. Auch die Schriftsprache fußt auf der gesprochenen Sprache, und auch sie wird gesprochen, sogar in der Schweiz, wo wir uns soviel darauf zugute tun, daß gesprochene Sprache nur Mundart sei, und wo wir uns ängstlich hüten, von Hochdeutsch oder gar Gutdeutsch zu reden. „Gutdeutsch“ zu sagen ist freilich eine Gedankenlosigkeit und zugleich eine Beleidigung für unsere Mundart; denn logischerweise wäre ja Mundart dann Schlechtdeutsch, unsere Welschen nennen es freilich gern „bon allemand“. Aber **Hochdeutsch** darf es heißen, wo es um gesprochenes, nicht geschriebenes Deutsch geht. Der Name war ursprünglich räumlich gemeint und bezeichnete die Sprache des höher gelegenen Teils des deutschen Sprachgebietes, war also das Gegenteil von „Niederdeutsch“. Darnach sprächen wir Schweizer also das „allerhöchste“ Deutsch; doch wurde Hochdeutsch mit der Zeit der Name für die Sprache des höhern, auch schriftlicher Überlieferung würdigen Geschehens und, wenigstens in Deutschland, der höhern Gesellschaft.

Ein vollkommen reines Hochdeutsch zu hören, ist ein ganz, ganz seltener Genuß. Sogar auf unsern Bühnen, deren Handwerkszeug doch das Hochdeutsch ist, vermag das geschulte Ohr die Herkunft des Schauspielers fast immer, wenigstens aus einem weiter umgrenzten Sprachgebiet, herauszuhören: den Österreicher, den Norddeutschen, den Rheinländer, den Schwaben und — den Schweizer. Ein Schweizer Schauspieler, der vor dem Kriege erste Rollen am Wiesbadener Hoftheater spielte, erzählte mir, daß er schon anerkannte Größe war, als der bedeutende Schauspieler und Lehrer Ferdinand Gregori die letzten feststehenden Stäubchen — von Schlacken konnte man in diesem Falle nicht reden —